

E. Littmann, Galla-Verskunst. Ein Beitrag zur allgemeinen Verskunst nebst metrischen Übersetzungen, Tübingen 1925. (Verlag von J. C. B. Mohr, <Paul Siebeck>.) — 55 S. 8^o.

Die Galla oder, wie sie sich selbst nennen, Oromo oder Elmorma (G. Massaja, *Lectiones grammaticales pro missionariis qui addiscere volunt linguam amaricam seu vulgarem Abyssiniae, necnon et linguam oromonicam seu populorum Galla nuncupatorum*, Parisii 1867, p. I n. 2), ein im Süden Abessinien lebendes, wenigstens der Sprache nach mit den Semiten urverwandtes Volk, sind zwar sehr begabt, stehen aber noch auf niedriger Kulturstufe und haben keine Literatur im eigentlichen Sinne des Wortes. Aber sie lieben den Gesang und besitzen daher einen erheblichen Vorrat von Liedern des verschiedensten Inhalts, Heldenlieder, Gesetzeslieder, religiöse und Zauberlieder nicht ausgeschlossen. Eine Anzahl derselben haben Cerulli, Paulitschke und Tutschek gesammelt und veröffentlicht, auch Cecchi und Brighetti haben einige Proben beigeuert. Auf Grund dieses Materials hat Littmann den Versuch unternommen, die formalen Gesetze dieser Dichtkunst aufzuspüren und kam zu dem Ergebnis, daß diese weitgehend mit der semitischen und besonders der hebräischen Metrik übereinstimmen, soweit sie nach der *sententia communior* der Metrologen festgestellt ist (siehe Euringer, *Die Kunstform der althebräischen Poesie*, Münster i. W. 1912).

Die Metrik der Galla beruht hauptsächlich auf Silbenzählung (Sechs- und Siebensilber kommen am häufigsten vor) und auf akzentuierendem Rhythmus, der jedoch „nicht im steten Wechsel von einer unbetonten und einer betonten Silbe besteht, sondern neben den „Jamben“ auch reichlichen Gebrauch von „Anapästen“ macht“ (S. 39). Die Metra werden im allgemeinen streng eingehalten (S. 5), nur wo Verse hervorgehoben werden sollen, namentlich am Anfang oder Schluß der Lieder, wird ein anderes Metrum als im übrigen Liede verwendet. Strophenbildung, oft mit Kehrversen, Reime und Vokalharmonie, sind leicht nachzuweisen. Der Reim ist aber weder obligatorisch, noch wird er immer streng durchgeführt. All dies wird mit zahlreichen Beispielen belegt. Dieselben werden immer mit entsprechend metrischer Übersetzung versehen und oft auch erklärt. Dadurch wird die an sich notwendigerweise trockene Lektüre angenehm belebt. Der Verf. ist sich bewußt, daß Aufzeichnungen solcher nur mündlich überlieferten Texte durch Fremde zahlreichen Fehlerquellen preisgegeben sind. Wenn daher ein Wort, ein Vers, aus dem sonst klaren Schema herausfällt, darf man wohl den Fehler nicht beim Dichter, sondern bei dem Überliefernden vermuten. L. gibt daher S. 41 ff. eine Reihe von Möglichkeiten an, um das ursprüngliche Metrum wiederherzustellen. Eine hat er aber

dabei übersehen, obwohl er S. 11 dieselbe benützt hat. Dort stört die ungewöhnliche Form nárrâ, während man schon wegen der Vokalharmonie nárrî erwartet. L. erklärt dies dadurch, daß arri eine Nebenform für arre ist. Da aber damals, als das Lied von Cecchi aufgenommen wurde, die Königin von Gera Arrê hieß, mußte der Anklang an diesen Namen vermieden werden. Es ist dies dieselbe Sitte, wie sie auch in Polynesien, vor allem auf Tahiti, vorkommt und dort Te-pi heißt. Dieselbe besteht nach Max Müller, *Die Wissenschaft der Sprache*, Leipzig 1893, II. Bd. S. 36 darin, daß man in der Umgangssprache diejenigen Wörter, welche ganz oder zum Teil den Namen des Herrschers oder eines seiner nahen Anverwandten bilden, vermeidet und dafür neue Ausdrücke erfindet, die man an deren Stelle setzt. „Da alle Eigennamen im Polynesischen eine Bedeutung haben und ein Häuptling gewöhnlich verschiedene führt, so wird man einsehen, daß dieser Gebrauch eine bedeutende Umwandlung in der Sprache hervorbringen muß. Zwar ist diese Wandlung nur vorübergehend, da beim Tode des Königs oder Häuptlings das neue Wort wieder fallen gelassen und der ursprüngliche Ausdruck wieder aufgenommen wird, aber es ist kaum anzunehmen, daß man sich nach einer oder nach zwei Generationen auf die alten Wörter wieder besinnen und sie wieder an die alte Stelle setzen könnte“. Wenn daher z. B. in einem sonst durchgerimten Gedichte plötzlich der Reim versagt, so wäre zu prüfen, ob hier nicht „Te-pi“ vorliege. Da der Dichter selbst wohl instand gewesen wäre, den Vers so zu wählen, daß er in sein Schema sich einfügte, ohne gegen diese Sitte zu verstoßen, würden gerade solche Anomalien, die dem fertigen Text aufgezwungen waren, bei genügender Kenntnis der Geschichte der Galla einen terminus ante quem für die Abfassung des betreffenden Liedes ergeben. — Zum Schluß skizziert der Verf. noch die Bedeutung der Galla-Verskunst für die semitische Metrik, wobei er mehr zu weiteren Untersuchungen anregen, als abschließend urteilen will.

Für Alttestamentler dürfte die Notiz auf S. 47 der Erwägung wert sein, dort wird nach H. Vedder, *Die Bergdama* II, Hamburg 1923, S. 3 mitgeteilt, daß diese südafrikanischen Stämme u. a. auch sogenannte „Bogenlieder“ besitzen, die ihren Namen daher haben, „weil sie zum Klange der gezupften Bogensehne“ gesungen werden. Sollte das „Bogenlied“ in 2. Sam. 1, 18, das Klagegedicht Davids über den Tod Sauls und Jonathans, nicht einer ähnlichen Vortragsweise seinen Namen verdanken? Die Ableitung von dem v. 22 beiläufig erwähnten „Bogen Jonathans“ scheint mir doch sehr fragwürdig zu sein.

Prof. S. EURINGER.